

Siegfried Kühn

**Mein
herzzerreißender
Feind**

und andere Erzählungen

Eulenspiegel Verlag

Inhalt

Mein herzerreißender Feind	7
Einfach loslassen	88
Die Windsbraut	104
Die Soubrette	119
Die Schaustellerin	131
Ich kann lachen	145
Philemon und Baucis	156
Der aus Weimar war schuld	163
Eine Wölfin namens Hannah	175

Die Kunst muss das Unmögliche beschreiben, wozu braucht man sie sonst.

Alexander Goldstein

Mein herzerreißender Feind

Prolog

Adrian dachte an den achtarmigen Tintenfisch mit menschlichem Gesicht und der Mönchstonsur, der sich um die Fußknöchel kräuselte und schmiegte. Über den *Mönch im Meer* hieß es, er würde durch sein Spiel die Menschen anlocken, um sie anschließend unter Wasser zu ziehen. Als seien es schuppige Arme einer Schlingpflanze, die sich rechts- oder linkswindend einen Halt an den Füßen statt der Kletterstange suchten, krochen und wanden sie sich nach oben und hielten ihn fest. Der Mönch verschlingt mich, schoss es Adrian durch den Kopf.

Die Partisanin

Vorläufig herrschte Siegesstimmung in Klischau. Das niederschlesische Nest hatte zweihundertzwanzig Einwohner, die Hälfte davon war eingezogen worden oder besser gesagt hineingezogen in eine Sache, von der man nicht wusste, wie

sie enden würde. Für die abhanden gekommenen Männer – bis auf den Pfarrer, den Ortsbauernführer Anton Reschke und den Josef Stiller, der wegen seiner Lungenfibrose zu Hause bleiben durfte – hatte man die eingefangenen Polen, Franzosen und Ukrainer.

Neulich war Nachschub mit ukrainischen Partisanen ins Dorf gekommen. Nachdem sich Josef einen eigenen Hof angeschafft hatte, weil er es bei der zänkischen Mutter Trude nicht mehr aushielt, brauchte sie jemanden, der mit Pferden umgehen konnte. Das war die Hauptsache.

Die eingefangene Marina war einundzwanzig, zudem sah sie gut aus für jemanden, der sehen konnte. Doch was wirklich in ihr steckte, sah man in ihren bunten Augen. Das eine war braun-grün, das andere blau-grau, und sie brannten lichterloh. Josef hatte es beizeiten bemerkt und kreuzte nun öfter als nötig auf bei der Mutter.

Trude hatte sich nicht getäuscht in ihr. Einmal in der Woche musste Marina die großen Stämme aus den Kiefernwäldern bei Guren für das Sägewerk ihres Bruders Anton Reschke herbeiholen. Wenn sie mit der beladenen Fuhre ins Dorf zurückkehrte, standen die Klischauer kopfschüttelnd hinter den Gardinen und fragten sich, wie sie die gewaltigen Bäume allein auf den Wagen bugsiert hatte. Wie machte das ein normal Sterblicher, noch dazu eine Frau? Und wie aufgerichtet sie ging! Das hatte es bisher im Dorf nicht gegeben. Mit dem Buckeln der schweren Getreidesäcke nach dem Dreschen hoch auf den Boden und auf allen vieren beim Rübenverziehen und Kartoffellesen waren die Klischauer am Ende krumm. Daher musste Ortsbauernführer Anton, der

besonders krumm war, nicht in den Krieg. Er hieß im Dorf krummer Anton, der sich von der kerzengeraden Ukrainerin die Baumstämme aus dem Wald holen ließ.

Obwohl es Josef zuerst nicht schnell genug gehen konnte, vom Hof der Mutter wegzukommen, versuchte er sich nun unabkömmlich zu machen, um in der Nähe der Ukrainerin zu sein. Was früher liegen geblieben wäre, hatte plötzlich Eile. Da musste die Sense gedengelt werden, der Kultivator repariert und die Hufe beschnitten. Die Mutter sah es nicht gern, wie Josef um Marina herumschwänzelte.

»Du bringst uns alle in Verruf mit der. Setz dir bloß nischt in den Kopp.«

Dazu war es zu spät. Egal was er tat, Marina war immer da. Die Partisanin war in seine Seele gekrochen.

»Ich sehe doch, wie du rumläufst. Du bist ja nicht mehr bei dir.«

Nichtsdestoweniger war er imstande, Marina ein Zeichen seiner verbotenen Liebe zu senden: in der Blumensprache, Vergissmeinnicht, die Blüte war das Auge der Geliebten. Die stumme Sprache war international.

»Njesabudka!«, sagte Marina.

Josef sah auf die Uhr, es war um Mitternacht. An Schlaf war nicht zu denken, es musste die vierte oder fünfte Flasche sein, die er öffnete. Dann machte er sich auf den Weg. Sicherheitshalber nahm er die Umgehung über den Friedhof, dann entlang der Rückseite der Höfe, wo er sich unbeobachtet fühlte. Das Dorf hatte auch um Mitternacht Augen. Im Pfarrhaus brannte noch Licht. Jetzt nur noch

durch den Gemüsegarten, da sah man schon den Pferdestall mit der angebauten Kammer aus rotem Backstein.

Die Mutter hatte Marina in der Futterkammer einquartiert. Da hatte sie es warm und war früh gleich bei den Pferden. Der eine hieß Hans, der andere Langer, vermutlich, weil er eine lange Blesse auf der Stirn hatte. Neben der Futterkiste und dem Pferdegeschirr war noch Platz für das Eisenbett mit dem metallischen Klimperton, der Marina an das heimische Glockenzeremoniell der Erlöser-Kirche in Mykolajiw erinnerte.

Im Schein der wackeligen Stallfunzel hinter der Milchglasscheibe schien Marina eingesperrt wie in ein Aquarium und sprach mit Josef, sich der Fensterluke nähernd, wie ein nach Luft schnappender Fisch.

»Ich kann nicht schlafen«, rief Josef in die beichtstuhlähnliche vergitterte Fensterluke.

Der Hofhund der Mutter schlug an.

»Verdammte Töle!«, fluchte Josef in sich hinein.

»Ist da jemand?«, rief die Mutter vom Fenster der Schlafstube. »Bist du es, Josef? Bloß gut, dass der Vater das nicht mehr erleben muss.«

Kurz bevor die Stalllampe erlosch, bemerkte Josef den blauen Strauß im Fenster.

Sie hat mich nicht vergessen!

Neulich waren die Pferde mit Marina im Kastenwagen, von Mühlgest polternd die abfallende Pflasterstraße aufs Dorf zukommend, durchgegangen. Josef hörte Marina von Weitem in deutsch-russischem Kauderwelsch fluchen.

»Brrr! Stoi! Hans! Brrr! Langer! Prosto!«

Was ungewöhnlich war, das Gespann raste am heimischen Hof vorbei in Richtung Kirche. Josef hatte die Idee, sich mit erhobenen Armen vors Fuhrwerk zu stellen. Es war bekannt im Dorf, der Großbauer Kamens hatte es voriges Jahr versucht und war überfahren worden. Josef riss couragiert das Hoftor auf, schob den Leiterwagen, den er Gott sei Dank noch nicht in die Scheune gestellt hatte, wie eine Barriere auf die Straße. Das Husarenstück sorgte für Wirbel im Dorf. Mehr noch, es war sein Durchbruch.

In dieser Nacht war der Pferdestall nicht von innen verriegelt. Kommt, es ist alles bereit, heißt es im Lukas-Evangelium Kapitel 14.

Wie sollte man sie nennen, diese Nacht, ein Rausch auf dem Strohsack? Das Unvermeidliche, Unbeschreibliche und Gebotene musste einfach geschehen. Der Mischmasch aus dem metallischen Klimpern des Bettgestells, ihrem Kichern, wenn sie vom Strohsack gepiesakt wurden, das Gepruste der Pferde nebenan und das »Ya pomerty« Marinas, was so viel heißt wie »Ich sterbe«, war eine Achterbahn. Im Augenblick, als er sie mundtot machen wollte mit seinem Mund, damit die Mutter es nicht hörte, wie Marina starb und dabei halb vom Strohsack rutschte, streifte er ihr Wundmal am Schlüsselbein und fuhr zusammen.

»Alles gut«, sagte sie.

Um den Mai, Juni herum wurde Marina schwanger.

»Josef, ich krieg ein Kind«, sagte sie draußen bei der Raps-ernte.

Josef starrte lange auf seine Schuhe, als ob von da die Lösung käme, schlich zum Graben, spuckte ins sprudelnde Wasser. An den Steinen klebten die Bluteigel.

Beim ekeligen Anblick der klebrigen Würmer am linken Thrombose-Bein der Mutter hatte Josef an jenem Tag im Gemüsegarten hinter der Scheune den Mut zur offenen Rede. Er wollte weder verhandeln noch drumherum reden, er wollte es seelenruhig und bestimmt sagen. Wegmachen kam nicht infrage. Er wusste, die Mutter würde ihm die Leviten lesen und mit dem ganzen Kram kommen, den man so kannte: Johanneskraut, Gartenkresse, Raute, und wenn das nicht half, blieben ja immer noch die Bäder im Waschtrog in Seifenlauge und von oben mit Rotwein.

Aber sie sagte nur: Da haste uns was Schönes eingebracht.

Dann geschah etwas, das es noch nie gegeben hatte. Josef umarmte die Mutter, weil er sich schämte, vor ihr zu heulen.

Auf Geheiß der Mutter kam Marina von der Futterkammer im Stall in die Oberkammer vom Wohnhaus mit einem richtigen Bett.

»Wir müssen aufpassen«, sagte sie, der Anton ist ein scharfer Hund.«

Dann tauchte Anton wirklich auf, angeblich um nach dem Rechten zu sehen. Im selben Moment, als er den Hof betrat, kam der Himmel zu Hilfe. Eine Bombe fiel herab. Sie traf kein Haus, sie fiel in den Teich, und so hatte das Dorf einen Badesee.

Trotzdem brachte das Ereignis in Klischau einiges durcheinander, und man hatte nun Wichtigeres zu tun, als sich um eine gefangene Partisanin zu kümmern.

Offiziell hieß es, es waren die Engländer. Aber was sollte daran interessant sein, auf den entlegensten und unwichtigsten Ort in ganz Deutschland eine Bombe zu werfen? Es gab die wildesten Spekulationen und Gerüchte, aber keiner sprach aus, was tatsächlich in den Köpfen der Dörfler herumspukte.

In der Vitrine der guten Stube standen noch vom Vater Meyers Konversationslexikon, die gebundene Zeitschriftensammlung *Daheim*, *Mein Kampf*, *Via Mala* und E.T.A. Hoffmanns Märchen, die man auch in der Ukraine und in Russland kannte. Für Marina war es daher keine so schwierige Sache, die verwunschene Zaches-Geschichte, aus der ihr Josef vorlas, zu verstehen.

»Wird es ein Junge«, sagte sie, »dann Fabian, der verliebt ist in Candida.«

Fabian sei zu weich, sagte Josef. »Er soll ein Malefizkerl werden. Adrian, das klingt fast genauso.«

Als es auf den Herbst zuging, war abzuwägen, wie es mit Marina weitergehen sollte. Die Mutter sagte, sie habe in Thielau eine Hebamme, mit der könne man reden. Die habe schon Josef zur Welt gebracht.

Nachdem Josef Marina auch den *Goldenen Topf*, *Die Lebensansichten des Kater Murr* und *Prinzessin Brambilla* vorgelesen hatte, war es so weit. Adrian flutschte heraus, als ob er schon lange auf den Moment gewartet hätte.

»Der Josef war eine schwere Geburt«, sagte die Hebamme. »Er wollte nicht raus, der Dickkopf lag quer.«

Der große Treck

Die Russen standen vor der Oder. Da lag nichts näher, als im großen Treck vor der heranrückenden Front zu fliehen. Es wurde sortiert, was mitging, was zu Hause blieb und was unter die Erde kam. Das Silberbesteck, die schönen Sammeltassen und das Eingemachte konnten unter der Erde nicht verkommen. *Mein Kampf* musste ins Feuer, das Jagdgewehr vom Vater unterwegs in den Graben. Die warmen Sachen und das Geräucherte ins Reisegepäck. Man sah, wie die Schatten der Mutter und Marinas mit irgendwas unterm Arm, einem dicken Federbett oder einer gefüllten Schüssel, über den Hof huschten und in der Scheune verschwanden. Dort stand der gerüstete Planwagen, auf den alles hinaufkam, was für die Reise ins Ungewisse gebraucht wurde.

Josef war nur mit der einen Frage beschäftigt: Was würde aus Marina werden? Im Räumungsbefehl hieß es, Gefangene müssten im Dorf bleiben. Der zweijährige Adrian lebt beim Vater, das war beschlossen. Geklatscht wurde, russische Gefangene würden von der Roten Armee hingerichtet: Kämpfen oder sterben. Alles andere sei Verrat.

Es ging in Richtung Westen mit dem Treck. Zuerst bis Steinau, dann weiter nach Glogau. Fast bis Nerschütz, dem nächsten Dorf, lief Marina heulend der Fuhre mit Adrian im Arm der Großmutter hinterher. Dann winkte sie noch ein bisschen und kehrte um. Josef kutscherte und drehte sich nicht mehr um, als ob er das Elend nicht ertragen konnte.

Nach knapp zwei Wochen waren sie wieder zu Hause. Aber Klischau war nicht mehr der Ort, den sie verlassen hatten.

»Der Pfarrer und ich sind die Einzigen, die übrig geblieben sind«, sagte der krumme Anton.

»Und die Gefangenen?«, fragte Josef.

Der Pfarrer schwieg. Er horchte auf die Pfeiftöne, die ein aufkommender Wind vom Teich herüberwehte. Hört sich an wie das Gemshorn der Orgel. Und je nachdem, wie sich der Wind drehte, ob er kräftig oder leicht in die leeren Flaschen blies, die im Teich eingefroren waren, änderten sich die Tonlagen und klanglichen Effekte. Doch letztlich blieben die Töne in einer ausdruckslosen Starre, die den Tag noch beklemmender machte, als er ohnehin schon war.

Dann kamen die Neuen und besetzten das Dorf. Klischau hieß von nun an Klischow. Ohne zu verreisen waren die Dorfbewohner plötzlich im Ausland. Die Polacken, wie man die Neuen nannte, wurden von den Russen auf Lastkraftwagen gebracht und bei laufendem Motor im Dorf mit Sack und Pack abgeworfen. Sie hatten es offenbar eilig, die Polen loszuwerden. Im Handumdrehen war das Dorf wieder voll. In jedem Haus wohnten nun eine polnische und eine deutsche Familie.

Eines Tages hieß es, die Deutschen sollten abziehen aus Schlesien, das sie verspielt hätten im Krieg, und Platz machen für die Neuen. Jeder durfte einen Sack voll Kleider mitnehmen auf die große Reise im Güterzug vom Bahnhof Kulmikau ins Nirgendwo.

Zum Glück hatte die Mutter den Bruder Paul in Berlin.

Da wollte man fürs Erste hin, wie es weiterginge, würde sich zeigen.

Die Reise dauerte drei Tage. Das ganze Dorf war in einen Waggon gesteckt worden, darum war es möglich, im Stehen zu schlafen. Das vielfältige Schnarchen, vermischt mit dem Geräusch der Schienenstöße, schläferen Josef in den Traum. Er träumte Gerüche. Zuerst war es ein erregendes Gemisch aus leichter Verwesung mit einem Hauch von Quitte, der von Marina heraufstieg. Dann verwandelte sich ihr Duft zu Kuhmilch, die schmeckte ein wenig süß und ein wenig vermodert, ein wenig nach Erde und ein wenig nach Quitte, die seine Mutter dem Weihnachtsgebäck als Krönung beigab. Josef ließ den Duft wie eine Hostie auf der Zunge zergehen, nur mit dem Unterschied, dass Marina unvergleichlich besser schmeckte als Jesus von Nazareth.

Irgendwann hielt der Zug auf freier Strecke. Es quoll aus dem vollgestopften Waggon wie aus einem übervollen Bauch, der sich übergeben musste. In eine Furche, ein Gebüsch, egal, nur schnell musste es gehen und ebenso schnell zurück. Die Mutter war die letzte, die dem anruckenden Zug hinterherlief. Hatte sie den Pfiff der Lok nicht gehört? Sie stolperte, stand wieder auf.

»Oma!«, rief Adrian.

Aus dem Waggon langten hundert leutselige Arme nach der Mutter. Josef hing mit ausgestreckter Hand halb aus der Tür. Jetzt hilft nur noch beten, dachte er. Und das Unglaubliche passierte: Die Mutter erwischte Josefs Hand, als der Pfarrer den Choral *Die dem Herren vertrauen sind wie der Berg Zion, der nicht wankt und ewig bleibt* anstimmte.

Am dritten Tag fuhr der Zug in den Rest Deutschlands. Der östliche gelegene Teil hieß Ost-Zone. Naumburg war die Endstation. Die ausgezehnte mausgraue Masse, die keiner haben wollte, raffte schnell ihr Zeug zusammen und zog in die leerstehende Turnhalle. *Baldur von Schirach-Gymnasium* war übertüncht, aber noch gut zu lesen. Der Mann auf der Stehleiter war tüchtig damit beschäftigt, die Schrift abzukratzen, wodurch sie noch besser zu sehen war.

Geschlafen wurde auf Stroh, das reichte und war warm genug.

Nach einer Woche hinkte ein freundlicher Herr in städtischer Kleidung ins Sammellager der schlesischen Flüchtlinge. Der Mann trug eine ODF-Nadel am Revier. Das hieß *Opfer des Faschismus*, wie Josef später erfuhr. Paul sei zu den Russen übergelaufen, dabei hatten ihm die Deutschen einen Knie-schuss verpasst, hieß es.

Paul war von Beruf Filmvorführer. In der Friedrichstraße, Nähe Oranienburger Tor hatte der Friedenskämpfer das kleine Kino *Kurbel* vom Bezirk bekommen. Unten im Haus waren eine Tanzschule und das Antiquariat. Der Vorführ-raum sah nicht aus wie ein Kino, er erinnerte eher an ein Kammer-Theater mit Fenstervorhängen aus schwerem Samt. Die Sitze waren bequem gepolstert und in einer warmen dunkelgrünen Farbe gehalten. Sobald man den Raum betrat, wurde einem ein wenig feierlich zumute. Ganz zu schweigen vom Moment, wenn der Gong ertönte und die Lichter im Raum langsam erloschen. Meistens liefen russische Filme. Paul zeigte, wie Stalin den Krieg gewann und die Leute im russischen Sozialismus lebten.

Kürzlich lief *Neuland unterm Pflug*. »Igor, ich liebe dich, aber ich liebe auch Lenin«, sagte die Melkerin Natascha in dem Film. Josef erschrak, weil er sich nicht vorstellen konnte, wie man zwei Menschen gleichzeitig lieben konnte. Dann war Marina vielleicht schon mit einem andern zusammen.

Paul wohnte mit seiner Frau Elisa in der Linienstraße 117. Das waren zehn Minuten vom Kino zu Fuß.

Josef, Mutter Trude und Adrian kamen zusammen in ein Zimmer. Paul und Elisa – Elisa mit dem schiefen Lächeln, das so anstrengend rüberkam, dass es zum Lachen nicht reichte und zum Weinen auch nicht – schliefen getrennt.

Nur einmal erlebte Josef Elisa entspannt. Das war im Badehaus am Oranienburger Tor. Gebadet wurde jeden Samstag für fünfzig Pfennig. Josef hörte nebenan aus dem Verschluss Elisas wohliges Säuseln. Die Verschlüsse, aus groben Schwarten zusammengezimmert, könnte man auch durchsichtige Wände nennen. Und wer wollte Josef dafür verurteilen, dass er da hindurchsehen musste? Elisa lag bequem, stützte mit der Linken leicht den Kopf, während sich die Rechte gluckerd unterm Badewasser mit Kiefernadelzusatz bewegte. Ihr Wispern hörte sich an, als ob sie mit Josef ein vertrautes Gespräch führte.

Eines Tages holte Elisa ein Buch aus der alten Umzugskiste hervor. »Adrian, heute wollen wir mit dem Lesen anfangen.«

Wieder waren es die Schauergeschichten von Hoffmann, als ob man ihnen nicht entfliehen konnte.

»Als ich noch Lehrerin war, hab ich meinen Schülern der ersten Klasse schon daraus vorgelesen«, sagte sie zu Josef. »Sie waren damit besser auf das Leben vorbereitet.«

»Unweit eines anmutigen Dorfes, hart am Weg, lag auf dem von der Sonnenglut erhitzten Boden hingestreckt ein armes zerlumptes Bauernweib«, begann die Geschichte vom *Klein Zaches*. Elisa war eine besessene Vorleserin. Sie konnte einem Angst einjagen, wenn sie zum Beispiel die Stelle vorlas, wo Fabian und Pulcher mit einem Ruck Zaches die roten verzauberten Haare ausrissen und mit einem betäubenden Schlag ins Kaminfeuer warfen.

Elisa schaute fast nach jedem Satz über den Buchrand, ob Adrian alles verstanden hatte. Ihre Stimme war weich, gleichzeitig ein wenig bewusst knarrend, als ob sie dadurch seriöser rüberkommen würde. Sie las so leicht, dass man denken konnte, sie müsse nicht ins Buch schauen und kenne all die Geschichten auswendig.

Das Lesen wurde zum abendlichen Ritual. Adrian konnte es nicht erwarten und fragte stündlich, ob es schon sechs Uhr sei. Josef tat so, als ob er sich auch für die Geschichten interessierte, und an einem der Abende ergab es sich, dass aus der Lesestunde mehr wurde.

»Meine Güte«, sagte Elisa, »es begann so, als ob der Allmächtige Paul und mich füreinander geschaffen hatte. Die Welt in Ordnung. Und dann fing etwas an, was nicht mehr aufzuhalten war. Es kam wie schleichendes Gift durch die Türritzen und durch alle Öffnungen, die man sich vorstellen konnte. Und weil es so war, dass wir so gut zueinander passten, sah man sich wie in einem Spiegel, immer war einer zu viel. Wir hatten dieselben Worte, dieselben Redewendungen und Gewohnheiten, jeder wusste vom andern,

worüber er nachdachte und was er im nächsten Moment tun würde. Eines Tages schwiegen wir nur noch gemeinsam und brauchten einander nicht mehr, bis sich eine Lösung fand. Es war der Hass, Josef, er war unsere Rettung. Wie man sich früher aus Liebe brauchte, sehnten wir uns nun nach dem andern, um ihn aus tiefstem Herzen zu hassen. Schon wenn Paul seinen Brotkanten in den Teller drückte, dass er zu zerkrümeln drohte, ja, als ob er verhungern würde, wenn es ihm nicht gelang, auch noch das letzte Krümelchen vom Teller zu erwischen, oder wenn er wie ein Tattergreis seinen Löffel, bevor er ihn zum Mund führte, so lange über dem Teller rüttelte und schüttelte, damit ja nichts auf die Decke tropfte, hätte ich ihn umbringen können.«

Die Tür zu Paul stand halb offen. Er war vor dem Radio eingeschlafen. Dass er Elisás Zimmer nicht betrat, war ein Agreement, was nicht bedeutete, dass sie von innen nicht abschloss. Elisa drehte, vielleicht ein bisschen energischer als sonst, den Schlüssel um.

»Es ist der Ort, wo einem nichts vergeben und geschenkt wird, Josef«, sagte sie schief lächelnd, sich die rotgefärbte Strähne unters seidengeblümete Kopftuch steckend.

Elisa trug nachts das Tuch als Augenbinde.

Josef musste morgens an die eheliche Hinrichtung denken.

Auf jeden Fall hatte Paul in Josef einen zweiten Mann, einen Mann für alles. Da war das Zurückspulen der abgespielten Filmrollen, das Kino-Kartenabreißen oder das Hin- und Hertransportieren der Kopien zum Bezirkslichtspielwesen Mitte. In den Fahrradanhänger passte bequem eine Kopie.

Das waren neun Filmrollen in Blechbüchsen. *Der Fall von Berlin* hatte Überlänge, weil es für die Russen nicht so schnell ging, Berlin einzunehmen, daher waren es zwölf Büchsen.

Der Weg ging von der *Kurbel* bis zur Friedrichstraße/Ecke Unter den Linden, dann Richtung zerstörtes Schloss, quer über den Lustgarten in die Burgstraße. So lernte Josef ein Stück Berlin kennen. Da war der Friedhof der Unsterblichen mit Hegel, Schinkel und Litfaß, dem Erfinder der Reklame-Säule. Es musste ein unglaubliches Gerangel und Gewimmel sein, da hineinzukommen. Wenn es unter den Wartenden einen Dichter und Denker gab, der nicht ganz, sondern nur halb berühmt war und Zeit hatte, im Kühlhaus bei zwei Grad Minus zu warten, bis er dran war, kam er auch zu den Vollberühmten.

Ans Badehaus grenzte das Haus mit der Charlie-Nachbar. Die Gegend ums Oranienburger Tor war als Nuttenviertel verschrien. Josef war bisher noch keiner begegnet. Aber er versuchte, sich ein Bild zu machen, wie eine, die Nutte genannt wurde, aussehen könnte.

Nach einer Spätvorstellung gab er sich einen Ruck, zählte bis drei und platzte in die Bar von Charlie.

Sind das welche?, fragte sich Josef. Sie sahen aus wie jede zweite Frau auf der Straße, hockten wie die Hühner auf der Stange nebeneinander auf Barhockern und drehten sich fast gleichzeitig zu ihm um. Im Hintergrund tönte ein Schlager. Alles ziemlich fein. Sie mussten es ihm angesehen haben, dass er sich entweder in der Tür geirrt hatte oder vom Dorf kam. Von der Bar kam ein Kichern und Prusten. Eine näherte sich

dem Gast, der wie Kasper Hauser in einer andern Wirklichkeit auftauchte.

»Ich bin Laura, und wer bist du?«

»Josef.«

»Und von wo kommst du her?«

»Vom Kino.«

Gegacker aus dem Hintergrund.

»Ich meine, aus welchem Land kommst du?«

»Eine Breslauer Lerche«, rief eine mit leuchtenden Lippen und geröteten Wangen. »Hört ihr das nicht?«

»Stimmt das, Josef? Ist doch nicht schlimm.« Josef nickte.

»Setz dich«, sagte Laura. »Heute ist sowieso nichts los.«

Josef hievt sich auf einen der freien Hocker.

»Was möchtest du trinken?«, sagte die mit den leuchtenden Lippen und geröteten Wangen. »Ich bin Sophie.«

»Weiß nicht.«

»Asco Cola vielleicht?«, fragte die Bardame.

Josef nickte.

»Für mich auch eine«, sagte Sophie.

Es kam ein bräunliches Getränk im Cocktailglas.

»Auf die Schlesischen Lergen. Ich bin aus Bunzlau, wo das schöne Geschirr herkommt. Geboren bin ich in Breslau wie du. Lange bist du noch nicht hier? Du siehst aus, als ob du gerade aus dem Kuhstall kommst. Stört mich aber nicht. Wir Breslauer müssen zusammenhalten. Ich führ dich irgendwann aus in Berlin. Warst du schon mal im Haus Vaterland?«

Josef schüttelte den Kopf.

»Dann wird es höchste Zeit. Den Anfang hast du heut

gemacht. Du hast etwas getrunken, was du noch nicht kanntest. Im Haus Vaterland wirst du eine Polka mit mir tanzen.«

»Ich kann nicht tanzen. In meinem Dorf, wo ich herkomme, wurde nur gearbeitet und gebetet.«

»Wer kümmert sich um dich? Hast du keine Frau, keine Geliebte?«

»Ich hatte eine Frau, die ist weg.«

Josef kippte mit einem Schluck das Zeug hinunter.

»Einen Cocktail trinkt man langsam, Josef.«

Sophie steckte sich eine Juno an und reichte Josef das aufgeklappte Etui. »Rauch lieber eine, das beruhigt.«

Er schüttelte den Kopf.

»Aber du hast doch bestimmt schon mal gevögelt, wenn du mit einer Frau zusammen warst?«

»Ich habe einen Sohn.« Josef zog ein Passbild aus der Brieftasche.

»Sieht man jetzt schon, dass er seinen Weg macht«, sagte Sophie.

Josef hatte die ganze Zeit darüber nachgedacht, was Sophie und Marina gemeinsam hatten. Dann kam er drauf: die Augen. Nur war es bei Sophie umgedreht. Das eine war blau-grün, das andere grau-braun.

Langsam füllte sich die Bar. Es ging auf Mitternacht zu.

»Einen trinken wir noch, und dann gehst du schön nach Hause«, sagte Sophie. »Du siehst müde aus.«

»Und Haus Vaterland?«

»Erst die Tanzschule.«

phosphoreszierendes Leuchten, und als das strahlende Licht wie ein leichter Stromschlag in Hannah hineinfuhr, wünschte sie sich auf den Mond zur Wolfsgöttin Büri-Ana, dorthin, wo keine Menschen sind.

Als Heiner heimkehrte, war Hannah eine andere. Sie wälzte sich in den Nächten schluchzend und wimmernd im Bett, nahm ihn kaum noch wahr, hörte ihm nicht zu, blickte durch ihn hindurch, als ob es ihn nicht gebe. Im Ort hieß es, Hannah sei ein Wilde und zudem nicht bei Trost, also nicht bei Verstand. Statt sich beim Einkauf hinten anzustellen, ging sie nach vorn, als ob es ihr zustände. Auf das aufgeregte Gemurmel der Leute gab sie ein leises Knurren zurück. August Hertel, der Wirt aus der Zellwaldbaude, war mit hochrotem Kopf nach vorn geeilt. »Jetzt nehm ich dich am Schlafittchen«, schimpfte er vor sich hin.

Vor ihr stand ein Feind. Die Zähne fletschend, hob Hannah ihren Kopf und setzte zu einem Geheul an, das die Leute erstarren ließ.

Die Treibjagd

Der Apparat sammelte sich Ende Oktober am Wolletzsee zur groß aufgezogenen Treibjagd. Man gab sich weltmännisch auf dem am Nordufer des Sees gelegenen alten Jagd-schloss, wo Generalmajor Ludwig von Rohr 1826 schon seine Feste gefeiert hatte. Alles sollte an alten und neuen Glanz erinnern.

Als Egon und Heiner ankamen, tummelten sich schon an die sechzig leidenschaftliche Waidmänner in Jagdkleidung vor dem Schloss. Man sah von der Anhöhe die Türme von Angermünde und im Tal den Ort Wolletz.

»Waidmannsheil!«, rief der Abgesandte des Herrschaftsapparats Heiland, als er auf Egon zuschritt. Die Jagdflinte ragte eine Kopflänge über ihn hinaus

»Waidmannsdank!«, parierte Egon.

»Dein Freund auch aus der Gilde?«, fragte, auf Heiner deutend, Heiland.

Egon nickte.

»Ich sehe, er jagt mit der Lupara. Na denn mal tau!« Der Abgesandte kam aus dem Norden.

Die Wölfin witterte eine Gefahr, es lag etwas in der Luft. Die Welpen sahen winselnd zur Mutter, dann zu Hannah. Ein unbekanntes Grummeln war zu hören, kurz darauf das Hornsignal und ein hopp! hopp! hopp! der Treiber, wie ein stupider Chor menschlicher Stimmen. Kindergarten, dachte Hannah. Herangewachsen und nicht klug geworden. Vermutlich eine Treibjagd.

Dann wusste sie, was geschehen würde. Sie befand sich mit der Wölfin und den Welpen in der Falle, eingekreist von beiden Seiten. Auf der einen die Treiber mit den Hunden, auf der anderen die Jäger. Dass plötzlich drei Rehe in Todesangst auf sie zu rasten, war ein deutliches Zeichen. Die Jagd hatte begonnen!

Hannah steckte sich einen der Welpen vorn unters Fell, den anderen nahm die Wölfin ins Maul. Die Treiber rückten

näher mit ihrem Geschrei und dem Gekläffe der Jagdhunde. Eine Wildschweinrotte kam von hinten aus dem Buchenwald auf Hannah zu. Kurz darauf ein Sprung Rehe. Hannah und die Wölfin konnten sich an keiner Stelle verstecken, keinen Haken schlagen und entfliehen. Sie würden augenblicklich überrannt werden.

Die rasende Menge der Tiere war außer Rand und Band. Alle, Hannah, Wölfe, Rehe und Schweine hatten jetzt denselben Gegner. Sie liefen um ihr Leben. Die Wölfin hatte ein Auge auf Hannah, ob sie noch mithalten konnte in dieser Hetzjagd. Ein Keiler hatte die Wölfin eingeholt, lief ein Stück neben ihr und drängte sie zur Seite. Sie stürzte, überschlug sich und verlor im mörderischen Galopp den Welpen. Sie musste weiterrennen, sonst wäre es ihr Ende gewesen. Doch vor ihr war nichts anderes. Da warteten die Jäger mit ihren Flinten. Im Strom der aufgewühlten Tiere stürzte neben ihr ein Reh nieder. Die Wölfin hatte für einen Moment Hannah aus dem Blick verloren. Dann zuckte sie zusammen. Genau in ihrer Richtung legte ein Rothaariger die Flinte über den Arm und lud durch.

Wahnsinniger, du musst uns doch sehen! schrie Hannah in sich hinein.

Dann schoss der Rote. Anscheinend ohne zu zielen, irgendwas würde er schon treffen. Rechts und links der Wölfin überschlugen sich die Gejagten und fielen zu Boden.

Mit einem Hornsignal endete die Hetzjagd.

Als Heiner im Schlachtfeld über die Kadaver hinweg ging und sich Hannah genähert hatte, fiel er auf die Knie, als ob er beten wollte. Die Wölfin fletschte die Zähne: Komm nicht

näher, Roter! Der Welpel lief winselnd aus dem Wolfsfell Hannahs zur Mutter.

Unter den herunterhängenden Zweigen der alten Buche brach sich das Licht auf dem purpurroten Federschmuck an Hannahs ausgestreckt über einer getöteten Bache liegendem rechten Arm in grünen, gelben und blauen Regenbogenfarben. Als sich Hannahs Kopf langsam zur Seite senkte, schob sich eine Wolke vor die Sonne.

Angesichts des unendlichen Sternenhimmels und der Millionen unerforschter Seelen vermag niemand zu wissen, was den Finger Heiners am Abzug der Lupara krümmen ließ.

Und es wird nicht mehr zu entscheiden sein.

Eulenspiegel Verlag –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-359-03067-6

© 2024 Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet,
dieses Werk oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg zu verviel-
fältigen oder in Datenbanken aufzunehmen.

Umschlaggestaltung: Verlag, unter Verwendung eines Motivs
eines unbekanntem russischen Malers.

Printed in EU

www.eulenspiegel.com